FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 56/2022

Photo: Diana Hofmann

Wasteland

Editorial	S. 3
Wann war Deine letzte SMS?	S. 4
Zehn Suchmaschinengedichte vom 1.4.2022 (Thomas Glatz)	S. 8
Die Hobbies der Alten	S. 10
Der immerwährende Kalender (Thomas Glatz)	S. 15
Aktuelle Tendenzen in der Arztpraxiskunst	S. 15
Friede auf Erden (Helmut Glatz)	S. 16
Bilderwitze (Thomas Glatz)	S. 17
Poesie und Alltag	S. 17
Galerie der zweimal erfundenen Namen VI	S. 20
Doktor Murkes gesammelte Mixtapes (Thomas Glatz)	S. 21
Cpt. Kirk &, Teil 28	S. 21
Umgedrehte Readymades XV (Thomas Glatz)	S. 24
Aus dem Plattenarchiv	S. 28

Editorial

Im späten Frühling 2022 scheint ein weiteres globales Großereignis in den Strom der 'Normalität' integriert. An den ersten – vielleicht auch vom Klimawandel befeuerten – Sonnentagen scheint der unbedingte Wille auf, das wieder zu bekommen, was während Pandemie und Kriegsbeginn außer Reichweite gerückt schien: eine ‚normale', ‚unbeschwerte' Lebensführung in der Begegnung mit Anderen. Auf ein Bier oder Wein mit guten Freund*innen in den Schanigarten oder an den See. Natürlich kann man diese weit gestreute Verschnaufpause mit moralischer Entrüstung aufladen und Jeden und Jede verurteilen, die nicht mehr dem pandemiekonformen Rückzug frönen oder ihre Freizeit vor allem mit Hilfsangeboten für ukrainische Flüchtlinge bestreiten. Weise und großzügig wäre das aber nicht. Das scheinbar überbordende Leben hat etwas Barockes und findet auch in dem Wissen statt, dass der Winter entgegen den Versprechen der modernen Zeit etwas ist, was wieder gefürchtet werden muss. Denn dann braucht es Gas, das Mitteleuropa vielleicht nicht hat oder das zumindest aus trüben Quellen geschöpft wird und auch der Virus ist nicht verschwunden, sondern nur an den Rand der Wahrnehmung gedrängt. Das mutationsfreudige Ding kann sich über den Sommer noch etwas einfallen lassen, falls die Affenpocken nicht den Sprung aus den Quarantänezentren schaffen. ‚Winter is coming' hat als reale Drohung schon in den letzten zwei Jahren soziale Netze jenseits des Digitalen zerrissen, ein drittes Jahr mit ähnlicher Dynamik ist eine Prognose, die durchaus ihre Plausibilitäten hat. Da hilft ein sonniges Zwischenspiel, das das Soziale ins Zentrum stellt.

Die Friktionen folgen ein Stück weit diesem Trend zur emotionalen, sozialen und ein Stück weit auch intellektuellen Erholung und bieten in dieser Sommerausgabe ein buntes Potpourri an Betrachtungen und Perspektiven, die auch gerne einmal Krieg und Krankheit außen vor lassen. Thomas Glatz setzt in dieser Ausgabe nicht nur seine Serien fort, sondern erfreut uns auch mit einer neuen Ausgabe seiner maschinengestützten Lyrik und einem kurzen prosaischen Text rund um eine schlechte Nachricht. Auch Perlen aus den lyrischen Arbeiten von Helmut Glatz haben erfreulicherweise erneut ihren Weg in die Friktionen gefunden.

Nach wie vor gilt die Einladung für ‚Friktionen' zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt, kann das Magazin per Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren.

München, Juni 2022

Impressum:

Friktionen sind in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form erschienen.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:
Matthias Hofmann
Perhamerstr. 32
80687 München

Wann war Deine letzte SMS?

Ich bin noch immer beim gleichen E-Mail-Anbieter wie vor mehr als 20 Jahren. Am Handling der Nachrichten und Anmutung der Weboberfläche hat sich in dieser Zeit wenig geändert. Die tatsächlich genutzten Adressen stammen größtenteils auch von damals. Aber ähnlich wie die SMS, die es ja auch noch gibt, hat sich die Rolle, die das Medium im Gesamtstrom der Nachrichten spielt, inzwischen geändert. Von der Avantgarde der schriftlichen elektronischen Kommunikation hat sich die E-Mail zwischenzeitlich zu einem vor allem für die jüngere Generation ältlich wirkenden Kommunikationsmittel gewandelt. Vermutlich führen Menschen unter 30 ein entsprechendes Konto nur noch, um Authentifizierungen an Webseiten vornehmen und Internetshopping durchführen zu können. In der Geschäftswelt hat sie dagegen fast vollständig die Hauspost ersetzt und ist hier – ganz im Gegensatz zum Bereich der privaten Kommunikation – auch noch weitgehend unersetzlich.

Von einem Ende der E-Mail ist ohnehin so bald nicht auszugehen. Kaum eine technisch gestützte Kommunikationsform, die eine gewisser Verbreitung gefunden hat, ist bisher komplett verschwunden, selbst wenn die technologische Basis sich ändert. Das Festnetztelefon ist noch da, die Mobiltelefonie auch, einzig das Fax als Medium mit weiter Verbreitung in den 90er-Jahren scheint sein Leben langsam auszuhauchen und in die E-Mail-Übermittlung mit Anhang übergegangen zu sein.[1]

Größere Nutzungseinbrüche zeigen sich in den letzten Jahren auch bei den Short Message Services (SMS), die als kleiner trashy und mobiler Bruder des E-Mails in den Nuller Jahren große Verbreitung fanden, ab 2012 aber zunehmend von Instant Messaging Diensten mit ihrem Quasi-Monopolisten What's App abgelöst wurden, die auch heute noch die Kommunikationskultur prägen. Inzwischen ist der ehemalige Überraschungserfolg der Mobilfunkindustrie auf der Bühne gelandet, die ihm nutzungstechnisch zu Konzeptionszeiten zugewiesen worden war: die Nische. SMS verschicken eigentlich nur noch vereinzelte technische Monitoring-Programme und Smartphoneverweigerer. Als Medium zur Zweifaktor-Authentifizierung für das Homebanking wird die SMS auch immer mehr außer Dienst gesetzt – Sicherheitsbedenken und IT-Strukturen, die gemessen an Smartphone-Apps aufwendig sind, entwickeln hier ihre Wirkkraft.

Sie ist also zu Ende, die kurze Kommunikationsära der SMS, ersetzt vom smarteren, praktischeren und funktionsseitig umfänglicheren WhatsApp und seinen Marktbegleitern wie Signal, Telegram und Threema. Der Umbruch scheint dabei einer Logik zu folgen, die auch bei anderen Umwälzungen der Kommunikationskultur in den letzten 30 Jahre zu bemerken waren: ein Plus an Funktionalität und Buntheit wurde mit einem Abbau von Datenschutz und einem Rückzug aus übergreifenden Standards bezahlt. Social Media und Instant Messaging stehen am vorläufigen Ende dieser Entwicklung. In beiden Fällen ist eine anbieterübergreifende Kommunikation nicht mehr möglich und der Zugriff der Anbieter auf die Inhalte zumindest bei den jeweiligen Marktführer nahezu allumfassend. E-Mail und SMS sind demgegenüber technisch standardisierte Übertragungsformate und ihrerseits bereits weit weniger geschützt

[1] Die Großthese vom fehlenden Ende von technisch gestützten Kommunikationsformen ist zugegebenermaßen im Bereich von randständigen Technologien eine verkürzte Darstellung. So ist beispielsweise der sogenannte Bildschirmtext (BTX) 2007 vom Netz gegangen. Während seiner Verfügbarkeit seit 1983 blieb er allerdings immer ein Nischenprodukt, das in besten Zeiten lediglich um die 60.000 Nutzer*innen in Deutschland hatte.

gegenüber den Augen Dritter als es der analoge Brief und das analoge Telefonat waren. Das mag auch daran liegen, dass sich die Wertschöpfungsstruktur der Dienste strukturell geändert hat. Brief, Telefonat und SMS waren bzw. sind kostenpflichtige Dienste, deren Betrieb von Nutzern bezahlt werden. Social Media und ein Teil der Instant Messaging-Dienste werden von Werbeeinnahmen finanziert, die wiederum an detaillierten Zielgruppendaten interessiert sind. Hier ist der Nutzer das Produkt, nicht der Kommunikationsdienst. Diese strukturelle Drehung des Verhältnisses konnte sich ohne größere Friktionen vollziehen, weil die Oberflächen schicker und Funktionen luxuriöser geworden sind – und das ohne ersichtliche Kosten.

Damit wurde aber das Feld der privaten und halböffentlichen Kommunikation der Inmehrwertsetzung überlassen mit dem durchaus bedenklichen Potenzial, Geld in Kommunikation bzw. großflächiger Bearbeitung der Weltausschnitte von Vielen zu verwandeln – ein Aspekt, der inzwischen im Vorfeld von Wahlen mehr oder minder hysterisch debattiert wird, aber mit Sicherheit nur einen kleinen Teil der Kommunikationsbeeinflussungen adressieren, die jeden Tag stattfinden. Anders formuliert: Die Werkzeuge zur täglichen Kommunikation werden hübscher und billiger und gleichzeitig in ihrer gesellschaftlich-politischen Einbettung immer problematischer. Die institutionelle Absicherung privater Massenkommunikation und der Schutz dieser Inhalte vor dem Staat und der Großindustrie war zwar nie zu 100% gewährleistet, aber dieses Spannungsfeld war über Jahrzehnte ein politisch konnotiertes Thema, das von dem Willen geprägt war, hier einen rechtlich abgesicherten Schutz aufzubauen, der sich im Prinzip des ‚Fernmeldegeheimnisses' niedergeschlagen hat. Das gibt es auch noch – für die ‚alte Schule' der Kommunikation und selbst dort auf geschwächten Füßen stehend. Der neue Totalitarismus oder neudeutsch Transparenz ist bunter als in Orwells 1984 und hat keinen großen Bruder, der allzu auffällig agiert.

*Leser*innenkommentare*

Punkrockacademyfightsong 16:03h

Diese ständigen Verweise auf Datenschutzprobleme und Produktisierung des Nutzers finde ich persönlich eher ermüdend. Man muss die Services ja nicht nutzen! Ich freue mich über leistungsstarke Messenger für die ich nicht mehr bezahlen muss als das Datenvolumen, das sich damit verbrauche.

Dookie 16:15h

Finde ich jetzt schon ein bisschen kurz gedacht. Trotzdem glaube ich, dass eine Unterscheidung zwischen Messenger Services und Social Media getroffen werden sollte. Da wirft der Artikel die Themen gegen Schluss ein bisschen durcheinander. Während What's App und Co. als ‚Super-SMS' tatsächlich eher den Charakter von schützwürdiger privater Kommunikation haben, bewegt man sich bei Social Media wie Twitter, Facebook und Tik Tok in einem Bereich, der sich auch an anonyme Zielgruppen, also eine Art Öffentlichkeit richtet. Der Betreiber und dessen problematische Position ist da nur eine Seite der Medaille. Wir als Gesellschaft müssen hier noch dazu lernen. In meiner Kindheit wurde fleißig in Richtung Fernsehen geschimpft und nicht jeder hat ein Konsummuster entwickelt, das ihm oder ihr gut getan hat. Das ist hier genauso und ist – insbesondere in Richtung Social Media – aus meiner Sicht die größere Herausforderung.

Swandive 17:20h

Schon klar, Kritik allein macht die meisten Leser nicht glücklich, wenn kein Lösungsvorschlag kommt. Das geht auch mir so. Das ist dann aber auch schon der Kernpunkt meiner Kritik am Artikel, die insgesamt aber milde ausfällt. Wir alle wissen, dass die Strukturen im Internet schon recht zementiert daherkommen, obwohl sie noch nicht alt sind. Trotzdem mal ein paar Vorschläge was man ändern könnte.

Große Kommunikationsplattformen (Soziale Netzwerke, Instant Messaging, Videosharing) der neuen Generation sollten weder vom Staat, noch von großen Konzernen betrieben werden. Die Versuchung wäre einfach zu groß etwas aus den Daten zu machen, sei es nun Geld oder Einfluss. Keine leichte Aufgabe, denn solche Systeme kosten Ressourcen. Neben NGOs, die aber je nach Erfolg solcher Plattformen früher oder später die kritische Masse erreichen könnten, sind unabhängig konstruierte staatlich getragene Organisationen als Betreiber denkbar. Ähnlich wie eine Zentralbank, die nur Organisationszielen verpflichtet ist, könnte eine Betreibergesellschaft entstehen, die nur Betriebszielen verpflichtet ist und einem Aufsichtsgremium verantwortlich ist, das mit Vertretern verschiedener gesellschaftlicher Gruppen besetzt ist. Diese Struktur müsste gesetzlich garantiert sein, am besten mit hohen Hürden zur Änderung. Vielleicht ist es sogar Zeit für eine Ausweitung der alten Idee der Gewaltenteilung. Zur Exekutive (Regierung), Judikative (Gerichte) und Legislative (Gesetzgebung) tritt eine Kommunikative (Herstellung der elektronischen Öffentlichkeit) Gewalt.

Das klingt erst einmal sehr nach einer nationalen Lösung und entspricht damit nicht wirklich dem Geist des Internets (in dem die Systeme natürlich eingebettet sind). Insofern wäre eine Lösung mindestens auf der Ebene EU wünschenswert. Leider ist eine globale Ausweitung nur schwer vorstellbar, weil die aktuellen Netzwerke Profitinteressen amerikanischer und mit Abstrichen chinesischer Konzerne bedienen. Ein staatsfernes und viel genutztes Internetkommunikationssystem ist in China ohnehin nicht denkbar.

Auf jeden Fall sollten die von dieser Agentur betriebenen Plattformen all das berücksichtigen, was wir an den aktuellen Systemen vermissen wie ein angemessenes Datenschutzniveau inklusive der Abwesenheit von personenbezogenen Überwachungsalgorithmen. Personalisierte Werbung sollte ebenso wenig ein Thema sein, wie die Verwendung psychologischer Belohnungssysteme, die Plattformbindung aufbauen sollen, auch wenn das Nutzungserlebnis für User, die diese Zuckerl gewohnt sind, dann etwas dröge wirken mag. Die technologische Basis sollte nach den Prinzipien maximaler Transparenz gestaltet sein. Gemeint ist die Nutzung von quelloffener Open Source. Der bespielbare inhaltliche Raum sollte sich aus den Prinzipien einer offenen liberalen Gesellschaft speisen.

An dieser Stelle beginnen zugegebenermaßen die Probleme. Auch Systeme, die auf diese Weise institutionell eingebunden sind, nehmen die Schwierigkeiten und Spannungsfelder mit, die sich aus der Frage nach der Durchsetzung der Grenzen des zugelassenen inhaltlichen Raums ergeben. Nur weil jetzt die Privaten nicht mehr das Sagen haben, wird nicht automatisch alles gut. Unbetreute halböffentliche Räume im Internet neigen zur Verwahrlosung und fallen Trollen, Nazis und Arschlöchern anheim. Eine Kontrolle ohne Automatisierung und Algorithmen ist nur schwer vorstellbar. Mit anderen Worten: eine rechtlich abgesicherte Zensur stellt Erträglichkeit und Nutzbarkeit der Plattform sicher. Ein Widerspruch, der bei einem in seinem Grundcharakter öffentlichen Projekt sicher schwerer wiegt, als bei einem Unternehmen, das lediglich an Profit und formaler Compliance orientiert ist. Versuchen sollte man es trotzdem.

Percolater 18:47h

So ehrenvoll die Vorschläge von *Swandive* zur Rettung der Welt auch sind. Die Chancen auf Realisierung stehen schlecht. Soziale Netzwerke – das sagt schon der Name – werden vor allem getragen von ihrer jeweiligen Reichweite. Sie werden attraktiver je mehr Menschen hier ihr kommunikatives Zuhause gefunden

haben. Bleiben sie unterhalb einer gewissen kritischen Masse, kommt es nicht zum Aufbau einer Nutzerbasis mit gesellschaftsweiter Bedeutung. Neulinge haben es dementsprechend einfach immer schwer, weil ihnen etwas fehlt was sie nicht aus sich heraus zur Verfügung stellen können, nämlich Reichweite. Sollte sich zu diesem Problem auch noch der Verzicht auf psychologische Belohnungssysteme gesellen, wie von *Swandive* gefordert, stehen die Chancen schlecht, dass die gute halbstaatliche Schwester von Facebook und Co. mehr erreicht als ein paar Idealisten, die am liebsten ohnehin zurück ins Zeitalter des Buchdrucks wollen. Sollte dem so sein, würde sich wenigstens nicht die Finanzierungsfrage stellen. Facebook beschäftigt über 70.000 Menschen und selbst wenn man all die abzieht, die sich mit anderen Produkten und Marketing beschäftigen, bleibt eine ansehnliche Zahl von Menschen, die sich um Entwicklung, Betrieb, Absicherung und inhaltliches Cleaning der Plattform kümmern. Sind die alle steuerfinanziert oder gibt es dann Social Media-Gebühren auf jeden Internetanschluss?

Bleach 22:30h

Netter Ansatz, *Swandive*! Die kurze Erwähnung des Themas Plattformkontrolle reicht aber nicht! Da liegt des Pudels Kern. Heute adressiert die Politik das Thema über Gesetze bei den Privaten und die Medien registrieren genüsslich die gelegentlich aufblitzenden Skandale, die rund um die Arbeitsbedingungen der Cleaner, im offiziellen Sprech ‚Content-Moderator*innen' genannt, ab und an ans Tageslicht kommen. Das sind Jobs, die nur schwerlich durchzustehen sind und die im Rahmen eines öffentlich betriebenen Netzes natürlich auch gemacht werden müssten – dann aber als Teil eines Akteurs, der sich eigentlich einer ‚good communication' verpflichtet hat.

Nun haben sich staatlicher Akteure in den letzten 20 Jahren an vielen Stellen durch eine unrühmliche Nutzung der gesunkenen arbeitsrechtlichen Standards hervorgetan und das ist auch hier zu erwarten – bis hin zu Auslagerung dieser Tätigkeiten an einen Dienstleister, der nach einer Ausschreibung einen Unterbietungswettbewerb gewinnt und entsprechende Arbeitsschutzstandards ansetzen muss um schwarze Zahlen zu erwirtschaften.

Bullhead 22:45h

Ich möchte an dieser Stelle in Bezug auf die Träume von *Swandive* auf die neue Twitteralternative Mastodon hinweisen. Spätestens mit der Übernahme des Anbieters durch Elon Musk ist hier ein Biotop im Entstehen, das sich an den dort geforderten Prinzipien zum großen Teil orientiert. Aktuell ist viel Bewegung bei den dortigen Nutzerzahlen, auch wenn sich das Netzwerk nach wie vor weit unterhalb der kritischen Masse bewegt. Im Gegensatz zu dem schon wieder auf dem Abstieg befindlichen Clubhouse, das vor allem durch einen elitären Ansatz und bekannte Namen in der Anlaufphase einen großen Schub hatte, steht hinter Mastodon aber kein privatwirtschaftlicher Konzern oder Start-up. Die twitterähnliche Plattform ist schon eine gute Annäherung an die von *Swandive* geforderten Organisationsprinzipien. Sie ist dezentral organisiert und wird von einem Backbone von Freiwilligenservern zusammengehalten. Datenschutz ist besser gewährleistet als bei allen Systemen bisher die erwähnenswerte Reichweiten erreicht haben.

Superjudge 23:30h

Im meinem Bekanntenkreis, der sich vor allem aus Menschen Ü40 zusammensetzt, ist die Ausstattung mit Festnetz, Smartphone, E-Mail-Adresse und WhatsApp so der Standard. Facebook hat da nur geringe Verbreitung und scheint bei der Generation von U25 schon von grelleren Plattformen abgelöst, zumindest soweit ich das persönlich sehen kann.

Zehn Suchmaschinengedichte vom 1.4.2022

1.

‚Russland kann'

Russland kann**ibalen**

Russland kanni**balsismus**

Russland kann **kein geld mehr abheben**

Russland kann **man mit dem verstand nicht begreifen**

Russland kann **es mit allen aufnehmen**

Russland kann **man nicht verstehen**

2.

‚Ukraine kann'

Ukraine kann **gewinnen**

Ukraine kann**ibalsimus**

Ukraine kann **nicht gewinnen**

Ukraine kann **nicht in die nato**

Ukraine kann **siegen**

Ukraine kann **nicht in die eu**

Ukraine kann **ich helfen**

Ukraine kann **kein nato mitglied werden**

Ukraine kann **ich vor ort helfen**

3.

‚Russland wird'

Russland wird **scheitern**

Russland wird **ausgeschlossen**

Russland wird **siegen**

Russland wird **nicht gewinnen**

Russland wird **sein öl kaum los**

Russland wird **von esc ausgeschlossen**

Russland wird **provoziert**

Russland wird **verarmen**

Russland wird **leiden**

4.

‚Ukraine wird'

Ukraine wird **fallen**

Ukraine wird **gewinnen**

Ukraine wird **aufgeteilt**

Ukraine wird **angegriffen**

Ukraine wird **siegen**

Ukraine wird **verlieren**

Ukraine wird **russisch**

Ukraine wird **eingenommen**

Ukraine wird **bombardiert**

Ukraine wird **im stich gelassen**

5.

‚Russland kommt'

Russland kommt **nicht voran**

Russland kommt **nach deutschland**

Russland kommt

Russland kommt **voran**

Russland kommt **nicht vorwärts**

Russland kommt **nach europa**

Russland kommt **ins stocken**

6.

‚Ukraine kommt'

Ukraine kommt **in die nato**

Ukraine kommt **nicht in die nato**

Ukraine kommt **in die eu**

Paket aus ukraine kommt **nicht**

Ukraine **österreich wer** kommt **weiter**

Wo kommt **deutschland** ukraine

7.

‚Russland weint'

Russische weintrauben

8.

‚Ukraine weint'

Ukraine weint **bilder**

9.

‚Russland steht'

Russland steht **auf**

Russland steht **vor schweden**

Russland steht **alleine**

Russland steht **an der deutschen grenze**

Russland steht **vor kiew**

Russland steht **vor der staatspleite**

Russland steht **vor bankrott**

Russland steht **vor kiev**

Russland steht **kurz vor der pleite**

10.

‚Ukraine steht'

Ukraine steht **alleine da**

Thomas Glatz

Die Hobbies der Alten

Streckenstilllegung

Sie konnte in besseren Tagen sogar eine kleine Rauchfahne produzieren, während sie ihre Runden zog: die miniaturisierte Dampflok, die schon seit einiger Zeit mit anderen Waggons und kleinen Zugmaschinen in einer staubbedeckten Vitrine neben der ausladenden Eisenbahnanlage in Spur H0 hängt. Sie steht im ausgebauten Trockenkeller mit dem kleinen Lichtschachtfenster nach Osten und ist sichtbar in die Jahre gekommen. Opa hat einen Großteil seines aktiven Berufslebens an der Anlage gebaut. Verbrachte Zeit nur ein Zimmer weiter und doch so fern vom Familienleben, dem vor allem Oma Struktur gegeben hat. Die Anlage dominiert den Raum, der in den frühen siebziger Jahren mal eine Kellerbar beherbergt hatte, deren Mobiliar aber über die Jahre an den Rand gedrängt wurde bis sie vollständig dem Flächenfraß der Modellinstallation zum Opfer gefallen war. Es ist nicht einfach eine Sperrholzplatte mit ein paar Schienen, die auf einer Rasenfläche verlegt sind, nein, Großvater hat über Jahre an einer mittelgebirgigen Landschaftsmodellierung gearbeitet und den Platz hinter dem Bahnhof mit kleinstädtischen Fachwerkhäusern aufgewertet. Noch nicht so richtig Kitsch, aber schon ein Stück weit heile Welt. Da konnte der Steinbruch mit dem entsprechenden Zerkleinerungswerk und Gleisanschluss in der hinteren Ecke der Anlage nur schwerlich ein industrielles Gegengewicht ausbilden.

Macht nichts. Es ist ohnehin schon länger Betriebsschluss in der kleinen eingefrorenen Welt, in der sich nie etwas anderes bewegt hat als die Züge. Selbst abstauben hat sich so richtig niemand in den letzten Jahren getraut. Es erschien irgendwie übergriffig. Jetzt verblassen die Farben unter dem Grau des Staubs. Keiner in der Familie hat es bisher laut ausgesprochen, aber ein weiterer Ausbau ist nicht wahrscheinlich. Opa ist nicht mehr beweglich genug für die nötigsten Instanthaltungsarbeiten, geschweige denn dafür neue Akzente in der Modellwelt zu setzen. Auch der Einsatz der Züge hat seinen Reiz für ihn verloren, insbesondere seit der Staub die Zuverlässigkeit der Elektrik hat sinken lassen.

Vater sieht diese Entwicklung mit schlecht verborgener Genugtuung. In seiner Jugend wollte Opa ihn für dieses gediegen-bürgerliche Hobby begeistern, hat ihn aber immer mit kleinen Starter-Sets abgespeist. Die große Anlage blieb immer tabu: zu filigran, zu teuer. Spätestens in der Pubertät hat Vater dann klar gemacht, wohin Opa mit seiner Spießeranlage gehen kann. Natürlich hat sich die Tonlage nach der eigenen Familiengründung etwas beruhigt, aber in der Stadtwohnung, in der Vaters Familie ihren Lebensmittelpunkt gefunden hat, ist dann keine Modelleisenbahn mehr aufgetaucht. Der Sohn ist inzwischen in der Berufsausbildung und verbringt seine Freizeit nach der Schule eher mit Internet und Fußball. Er kennt Opas Anlage von ein paar Vorführungen in seiner frühen Jugend – für ihn kaum mehr als eine bizarre Alte-Leute-Veranstaltung, die man aber geduldig und lächelnd über sich ergehen lässt, weil man weiß, dass es am Ende zehn Mark gibt. Insgesamt hängen aber gar nicht so viele Familienerinnerungen an dem ausufernden Monstrum im Keller. Vieles rund um die Anlage hat sich hinter verschlossenen Türen abgespielt, ein Rückzugsort von Opa in eine andere Welt.

Die Großvatersammlung

Sein bester Freund Egbert hat ihn allerdings nie dorthin begleitet. Er war traditionell kein guter Ansprechpartner, wenn es um Eisenbahnen ging – weder im Großmaßstab, noch in der miniaturisierten Form. Eine gemeinsame Schulzeit und ein ähnlicher Lebensweg waren hier über die Zeit der Kitt gewesen, der die beiden verbunden hat. In Sachen Hobby hatte sich Egbert aber anders als Opa orientiert. Er hatte sich für die Philatelie entschieden. Deutsches Reich, Bundesrepublik und britische Überseekolonien. Letzteres um ein bisschen exotischer rüberzukommen – das ergänzte zumindest Opa immer mit einem verschmitzten Grinsen, wenn die Sprache auf Egberts Passion kam. Egbert jedenfalls hat viel Wochenendzeit auf Flohmärkten und Sammlerbörsen verbracht. Mitglied in einem Verein war er nie. Weder er noch Opa waren Vereinstypen. Trotzdem hat Egbert die zusammenbruchsähnlichen Schwundtendenzen bei den an Briefmarken interessierten Kreisen durchaus wahrgenommen. Es tat durchaus weh als er mit seinem Händler einmal über die aktuellen Entwicklungen sprach und der über die sogenannten inzwischen weitgehend entwerteten ‚Großvatersammlungen' sprach. Damals musste er feststellen, dass sich die Wertstellung seiner liebevoll gepflegten und teilweise vollständigen Alben nicht wesentlich von der eines Stapels von Familienfotos unterschied – ohne dabei dieselben Geschichten über Schlaglichter der eigenen Biografie erzählen zu können.

Der Preisverfall der letzten 30 Jahre hatte ihn dabei weniger gestört – die Briefmarken waren für ihn immer Hobby und nicht Wertanlage gewesen. Sie boten Egbert die Möglichkeit die Welt bzw. einen bestimmten Weltausschnitt nach seinem Gusto zu strukturieren. Hier gab es noch so etwas wie Voll-

ständigkeit und lexikalische Systeme, die diese Vollständigkeit beschrieben. Das Gefühl mit diesem Interesse aus der Mitte der Gesellschaft zunehmend in eine Seniorenparallelwelt zu schliddern hat er aber nur schwer verdaut. Schon klar, diese Art von Beschäftigung war nach 1968 schon nicht mehr so richtig fancy gewesen, aber als gemäßigt Konservativer im Mittleren Management eines größeren Konzerns konnte er sich immer auf ein Milieu stützen, dass vielleicht nicht laut aber nach eigener Einschätzung trotzdem noch dominierend in seiner Zurückhaltung war. Jetzt finden sich kaum noch Menschen unter 60 Jahren auf den einschlägigen Veranstaltungen.

The Times they are changin'

Modelleisenbahner und Briefmarkensammler[2] werden zunehmend als Archetypen eines Gestern wahrgenommen, das unwiederbringlich verloren ist, als Sozialtypen, die eine geschichtliche Periode repräsentieren, die in etwa mit der Zeit der Bonner Republik von 1949 bis 1990 zusammenfällt. In beiden Fällen ist, seitdem die sogenannte Postmoderne oder späte Moderne Fahrt aufgenommen hat, die Reproduktion der diese Hobbys begünstigenden Milieus zunehmend schlechter gelungen. Die, die sich noch engagieren bzw. interessieren werden nicht nur weniger, sondern auch älter. Eine Trendwende ist nicht in Sicht.

Die üblichen Erklärungsversuche für diese Entwicklung rekurrieren auf den Schwund der lebensweltlichen Anbindung der Gegenstände, auf den sich die beiden Hobbies beziehen. Der mit Briefmarken freigemachte Postverkehr stellt nur noch einen minimalen Teil der Kommunikationsstrukturen der späten Moderne. Freistempelmaschinen und E-Mails haben keine Briefmarken. Entwertungen finden nicht mehr lokal, sondern in Postverteilzentren statt. Der zeitlich und örtlich zurechenbare Stempel hat als eine Achse des Sammelns seine Bedeutung eingebüßt. Die Sondermarke ist über die Jahre mehr und mehr zu einem Artefakt geworden, das mit dem ‚normalen' Postverkehr kaum noch etwas zu tun hat.

Auch die Schiene als Verkehrssystem im Maßstab 1:1 ist trotz aller ökologisch motivierten Beteuerungen auf dem Rückzug. Massive Nebenstreckenstillegungen hat die Bahn aus dem Nahfeld des Lebens in der Provinz vertrieben. Die Züge, die geblieben sind, sind Massenverkehrsmittel, die in die Alltagsorganisation eingebunden sind und selten mit romantischem Fernweh verbunden werden. Man fährt mit dem Zug zur Arbeit oder zum Kunden, aber nicht in den Urlaub oder in den Süden.

Das Verblassen ganzer Hobbykulturen wurzelt aber tiefer. Interessenfelder haben immer wieder das Verschwinden bzw. die Schwächung der entsprechenden Lebenspraktiken überlebt und sich – oft in romantisierenden Modifikationen – erhalten. In den konkreten Fällen ist jedoch zu vermuten, dass hier etwas nicht mehr zur emotionalen Haushaltung – oder wie der Soziologe sagen würde – zur Subjektbildung in der Spätmoderne passt. Es gibt Hinweise, dass die Beschäftigung mit Modelleisenbahnen und Briefmarken nicht nur einfach quer zum aktuellen Zeitgeist liegt, sondern grundsätzlich aktuellen Auffassungen von dem widerspricht, was das Leben ausmacht und was als wichtig an Arbeit und Freizeit eingeschätzt wird.

[2] Das fehlende Gendern bei den beiden Sozialtypen ist in diesem Fall durchaus vorsätzlich. Beide Hobbys wurden und werden vornehmlich von Männern ausgeübt und bestehen aus Beschäftigungen, die vor allem jenseits gemeinschaftlicher partnerschaftlicher Aktivitäten stattfinden.

Von Akteuren in der postmodernen Welt wird zunehmend eine andere Haltung gegenüber der Erwerbsarbeit erwartet als noch in den ersten Jahrzehnten der Nachkriegsordnung. Dienst war gestern, jetzt gilt es seine oder ihre Neigungen und Interessen, ja sein oder ihr ganzes Sein in die Welt der Erwerbsarbeit zu integrieren. Einem Job nachzugehen, der in wesentlichen Zügen als entfremdet erlebt wird und dementsprechend eines Gegengewichts bzw. Gegenmodells in der Zeit jenseits der Arbeit bedarf, gilt als uncool. Aus dieser Perspektive gelten alle, die ein ‚Hobby' alter Schule pflegen, das auch und vor allem als Ausgleich zur Arbeitswelt dienen soll, als gescheitert. Gescheitert in dem Sinn, dass hier keine Verwirklichung im Job gelungen ist, die einen ‚Ausgleich' unnötig macht. So blickt auch der Sohn auf die Biographie seines Opas und sitzt damit einem der großen Irrtümer seiner Zeit auf. Mit einer neuen Generation arbeitsfähiger junger Erwachsener hat die abhängige Industriearbeit mit mehr oder minder ausgeprägten Entfremdungsmomenten und hierarchischen Strukturen nicht einfach die Bühne der Geschichte verlassen – nicht einmal in Mitteleuropa. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass die Jungen versucht haben sich eine Haltung zuzulegen, in dem sie ihre jeweiligen Jobs nicht nur einfach mögen, sondern darin Teil ihres Selbstverwirklichungsprozesses und eines gelungenen Lebens sehen.

Das ‚Hobby', also eine Tätigkeit, die ganz offensichtlich darauf ausgelegt ist, die affektuellen Defizite, die im Berufsleben nun einmal entstehen können, zu kitten und im Normalfall wenig zur Entwicklung einer gegenüber Dritten vermarktbaren Persönlichkeit beitragen soll, sondern bestenfalls innerhalb einer Neigungsgruppe gelebt wird, die sich ein Stück weit jenseits von karrieretauglichen Netzwerken abspielt, passt in so eine Lebenskonzeption nicht hinein. Kurz: Ein ‚Hobby' ist ein unübersehbarer Verweis auf gesellschaftliche Entfremdungszusammenhänge, die in das eigene Leben hineinragen.

Genau die glaubt der Sohn[3] als Angehöriger der Generation der ‚postmodernen Selbstverwirklicher*innen' für sich überwunden zu haben. Als Individualist, der er als Kind seiner Generation weit mehr ist, als der Vater und Großvater, ist das natürlich ein ausschließlich persönliches Projekt, das gesellschaftliche Verhältnisse und Restriktionen nicht ins Bild nimmt. Sein Erfolg oder Misserfolg misst sich für ihn unter anderem an der Frage, wie gut ihm diese Flucht aus der arbeitsbezogenen Entfremdung gelingt. Sollte er sich mit Miniaturzügen in einem Zimmer einsperren müssen um dem Stress und den Gedankenkreiseln seiner anspruchsvollen Ausbildung entkommen zu können, wäre für ihn etwas schief gelaufen. Dann ist die Ausbildung nicht die richtige oder sein Umgang mit bzw. seine Einstellung dazu müssten noch weiterentwickelt werden. Die Frage ob mit dem Arbeitsfeld und der Art wie es aufgesetzt ist irgendetwas nicht stimmt, das nicht persönlich weggearbeitet werden kann, taucht in dieser Sicht auf die Dinge nicht auf.

Zugegeben: Auch Opas alte Bewältigungsstrategie des Rückzugs in eine kontrollierbare Miniaturwelt hat nicht unbedingt eine gesellschaftskritische Komponente. Man konnte so zwar über die Verhältnisse in der Arbeit schimpfen und je nach Charakter das Leiden ausführlicher oder wortkarger benennen, aber der ‚Ausgleich' im Bahnkeller oder am Briefmarkenalbum bremste natürlich auch den übergreifenden Veränderungswillen. Genau an diesem Scharnier, dem Hass auf dieses ‚Sichabfinden' mit Verhält-

[3] Wäre er Tochter, käme Opa ohnehin nicht auf die Idee sie für das Thema Modelleisenbahn ins Visier zu nehmen. Für die Alten war es eigentlich nie als Frauenbeschäftigung vorgesehen, auch wenn sie das so inzwischen wahrscheinlich nicht mehr so ohne weiteres zugeben würden.

nissen setzte die Kritik der Counterculture von 1968 an. Träger waren im Groben die Altersgenossen des Großvaters, die aber zeit seiner Jugend in einem kulturellen und räumlichen Woanders agierten. In der Reihenhaussiedlung, in der Großvater in den 70er-Jahren seine junge Familie ansiedelte, blieben die Umwälzungen der Zeit ein Medienphänomen. Ein bisschen Distanz zum Mief, der von den kleinen Zügen ausging, hat der Vater dann doch aufgebaut und den Willen es zumindest ein bisschen anders zu machen. Die politisch entkernte und individualisierte Form der über 50 Jahre alten Kritik hat dann letztlich der Sohn zum Programm seiner Lebensvorstellungen gemacht. Ohne gesellschaftliche Dimension geistert die entfremdungsfreie Arbeit als Phantasma durch die Lebensentwürfe seiner Generation und existiert dort vor allem als persönliches Problem. So entgeht ihm die Erkenntnis, dass in einer gesellschaftlichen Formation, die marktlich organisiert ist, immer etwas ist, das ich nicht kontrollieren und in vielen Fällen auch nicht erfolgreich integrieren kann. Für den an hierarchischen Strukturen gewöhnten Opa war das noch völlig klar, auch wenn er zu Hause nicht davon gesprochen hat. Zwänge und Ausgeliefertsein passen nicht zu dem Bild von ‚Mann' in seiner Generation. Jammern und sich Beklagen auch nicht – zumindest nicht zu Hause. Der Sohn glaubt tatsächlich, diese Probleme durch Arbeit an sich selbst lösen zu können – ohne Fragen an das Große und Ganze zu stellen.

Das Gestern der Alben und der kleinen Züge

Modelleisenbahnen und Briefmarken sammeln taugen nicht zur Arbeit an sich selbst. Sie sind klassische Hobbys, die in ihrer Selbstzweckhaftigkeit paradigmatisch für die Haltung der ‚alten' Moderne gegenüber der Entfremdungsproblematik der klassischen Industriearbeit und Bürokratie sind. Was nicht heißt, dass diese Fluchtbereiche nicht wie viele andere auch trotzdem als Märkte organisiert waren. Selbstverständlich gibt es eine privatrechtlich organisierte Modellbahnindustrie, der es in der ‚guten alten Zeit' sogar gelungen war Markenkulturen auszubilden, die die Züge von Glaubenskriegen annehmen konnten. Sogar die staatssozialistischen Systeme hielten sich ihren eigenen Kleinbahnhersteller in der DDR – trotz der Vorbehalte gegenüber der privaten Kleinbürgerkultur des ‚Hobbys'.

Mit der Entstehung einer Volksphilatelie Mitte des letzten Jahrhunderts hat selbst das über lange Zeit staatsnah organisierte Postwesen spezielle Angebote und Services für die Sammler aufgebaut um auch auf direktem Weg von der Investitionsfreudigkeit der Briefmarenfreunde zu profitieren. Es gab Neuheitenabonnements und einen fleißig gepflegten Kult um Sonderstempel.[4] Auch hier haben sich die Bürokratien des Warschauer Pakts nicht dagegen gesperrt mit einem kleinbürgerlichen Hobby Geld zu verdienen bzw. die entsprechenden Spleens der eigenen Bevölkerung zu organisieren. Man hat seine Marken gerne bunt gestaltet und in großen Auflagen gedruckt um an die Devisen eines jungen Publikums im Westen zu kommen. Das nahe an einer Zwangsstörung angesiedelte Bedürfnis nach Vollständigkeit hat man durch sogenannte Sperrwerte instrumentalisiert, die nur in geringen Mengen registrierten Sammlern zugänglich waren.

[4] Als fast paradigmatisch für den Verfall der letzten Jahre kann man die Organisation der Sammlerservices der Deutschen Post in München sehen. Der örtliche Philatelieshop der Post (einer von bundesweit 22 verbliebenen) ist an den Stadtrand nach Trudering gewandert und damit aus dem Zentrum der Metropole in ein ruhiges Stadtviertel mit Einfamilienhausbebauung und vermutlich geringeren Quadratmeterpreisen für die Gewerbemiete. Man muss und kann keine leicht zugänglichen Services mehr erhalten, weil sie sich wahrscheinlich kaum noch tragen.

Die Flucht aus der organisierten Moderne via Hobby kommt also ihrerseits nicht ohne die Organisationsprinzipien ihrer Zeit aus und leidet ebenso, wenn diese Prinzipien erodieren. Es sind Konsumentenmärkte einer Bürgerlichkeit des späten 20. Jahrhunderts, denen ironischerweise die fortschreitende Vermarktlichung der spätmodernen Gesellschaften nicht gut bekommt, denn die Bedürfnisstrukturen, die sie bedienen, speisen sich aus den trüben Quellen eines knorrig gewordenen Taylorismus. Es fährt ein Zug nach nirgendwo und im Gepäckwagen liegen alte Briefmarkenalben.

Der immerwährende Kalender

Der immerwährende Kalender ist vergriffen. Er wird auch nicht mehr nachgedruckt.
Thomas Glatz

Aktuelle Tendenzen in der Arztpraxiskunst

Die gesellschaftlichen Entwicklungen durch Pandemie und Krieg wirken sich auch auf die ästhetische Gestaltung hochwertiger Praxisräume aus. Hier zeichnen sich Veränderungen ab, die berücksichtigt werden wollen, möchte man nicht in einer Atmosphäre Gesundheitsleistung anbieten, die irgendwie an die 10er-Jahre erinnert.

Der bestimmende Metatrend ist mit Sicherheit das Ende des Großformats. Bilder, die in der Lage waren, eine ganze Wand zu dominieren, aber trotzdem jede provokante Akzentsetzung vermieden haben, waren hervorragend geeignet für eine Postmoderne, die sich in ihrer Mitte auf Sorglosigkeit geeinigt hatte. Auch das radikal Abstrakte, das fast notwendigerweise mit dieser Einordnung verbunden war, gehört der Vergangenheit an. Farbfeldmalerei, die ‚Rothko' schreit, gehört nicht mehr in Behandlungsräume und Wartezimmer.

Natürlich folgen auch die neuen Konzepte dem Grundprinzip der Praxisgestaltung ‚Imponieren aber nicht emotional berühren'. Die neue Praxiskunst ist eine, die auch in Videosprechstunden gut im Hintergrund hängen kann. Sie ist kleinformatiger und konkreter, sie transportiert eine Message ohne dabei freilich Interpretationsspielräume vollkommen aufzugeben. Knallige Farben feiern ein Comeback und werden jetzt im Kontext von figurativen, oft kontrastreichen Elementen eingesetzt. Das Weiß als Symbolfarbe des Gesundheitswesens bekommt zunehmend die Rolle als dominierende Hintergrundfarbe. Die neue Kunst für die Praxis nimmt ihre Inspiration von der Skizze, vom Entwurf. Flächige Hintergrundfarbigkeit spielt eine untergeordnete Rolle. Bezogen auf die Wandflächen kann man hier von einer Entwicklung in Richtung ‚weniger, aber pointierter' sprechen.

In den letzten Jahren hat sich ein Trend zur ‚Galerisierung' der Gastronomie gezeigt. Immer mehr Gaststätten der mittleren Kategorie hängen örtliche Künstler in ihre Gasträume mit der Option die Bilder zu kaufen. Das ist im Praxisbereich unbedingt zu vermeiden! Verkaufsanbahnung durch Preisauszeichnung in Wartezimmern oder gar Behandlungsräumen nehmen dem Betrieb die Aura des Hippokratischen. Praxiskunst soll das Vertrauen in die behandelnde Ärzteschaft stärken. Das geht nur über die Aussage ‚ich bin hier in den Händen von kultivierten Menschen' und nicht über den Eindruck eines Bazars für Maler*innen, die es nicht in die Galerie geschafft haben.

Friede auf Erden

Friede auf Erden schrie er
und stach mit seiner spitzen Zunge
in die Stille dass die Schafe
aufschreckten und die Hunde
zu bellen begannen
Er stach in das Kleid der Nacht
und die sanften Sterne
begannen zu bluten

Es ist etwas Seltsames um den Frieden
Im Gepäck der Kamele
in silberbeschlagenen Kästchen
in zerissenen Hirtenkleidern
wird er herumgetragen

Habt ihr erlebt wie das ist:
Friede auf Erden?
Ich habe es erlebt Am Ende des Krieges
Ich habe ihn herumgetragen
in meinen zerissenen Kleidern
Und als die Hunde
zu bellen anfingen
fiel er heraus und es war Friede
so plötzlich dass die Sterne zu
bluten begannen

Helmut Glatz

Bilderwitze

Thomas Glatz

Poesie und Alltag

Mein Name ist Herbert von Amteswalten und ich bin Firmenlyriker. Seit über zwanzig Jahren erhelle ich den Arbeitsalltag meiner Kollegen mit Poesie und Epik rund um unsere gemeinsame Arbeitswelt. Meine Tätigkeit bereitet mir viel Freude. Jeden Tag laufe ich durch die Hallen und Büros, nehme die Atmosphäre auf und spreche mit den Kollegen über ihre Freude an der Arbeit. Das ist der Stoff aus dem meine Kunst entsteht, eine Kunst, die den profanen Werkshallen und Pausenräumen Erhabenheit verleiht und das Leben meiner Kollegen bereichert.

Auch die großen Ereignisse des Firmenlebens werden von mir begleitet. Kein Jubiläum, keine Feier kommt ohne mich aus. Meine Oden werden traditionell im Firmenornat vorgetragen und sind fester Bestandteil jeder Festivität. Ich hebe die Moral durch meine Loblieder auf die Männer und Frauen an den Montagelinien und im Verkauf. Meine Jahresgedichte zum Rückblick auf das jeweils letzte Geschäftsjahr sind legendär uns dürfen auf keiner Jahresauftaktveranstaltung fehlen. Der Jahreswechsel ist ohnehin die Zeit großer Erbauung. Eine Erbauung, für deren Grandezza ebenfalls ich zuständig bin. Die Einstimmung auf die Vorstandsansprache auf der Weihnachtsfeier gehört zu den Höhepunkten des

Firmenjahres. Sie wird in mehrstrophigen Hexametern mit einer klassischen Struktur in fünf Akten gestaltet.

Lange Zeit habe ich mich gut aufgehoben gefühlt in meinem Betrieb. Ich war akzeptiert und meine Kunst wurde geschätzt. Leider ziehen in letzter Zeit Wolken am strahlenden Himmel der Firmenpoesie auf. Die Wertschätzung für meine Arbeit und leider wohl auch gegenüber meiner Person scheint sowohl auf Ebene des Managements als auch bei den Kollegen nachzulassen.

Missverständnisse scheinen mir hier oft die Quelle. Mein neunteiliges Opus über die Helden des Wareneingangs haben die Kollegen und Kolleginnen, die dort arbeiten, nicht mit der erwarteten Begeisterung aufgenommen. Über mehr als zwei Monate habe ich in der freitäglichen Frühstückspause einen neuen Teil zu Gehör gebracht. Die gedämpfte Stimmung am Ende meiner Vorträge ließ auf nichts Gutes schließen. Ich kam der Sache erst auf die Spur als ein wohlwollender Kollege mir bedeutete, dass die Belegschaft sich durch meine Darbietungen verhöhnt fühlt. Welch eine unzutreffende Einschätzung! Meine Darstellung sollte ein Gefühl der Erhabenheit in einen Alltag bringen, der leider allzu oft von einer gewissen Tristesse geprägt ist. Poesie kann und soll hier helfen!

Leider häuften sich Missverständnisse wie dieses in den letzten Jahren. So konnte ich mir lange nicht erklären, warum meine lyrische Wocheneinstimmung, die Montags die Frühstückspause in Werk eins seit je her strukturiert hat, zunehmend weniger Euphorie hervorgerufen hat. In diesem Fall führten ungeplante und unbemerkte Toilettenbesuche, die wohl meinem übersäuertem Magen zu verdanken sind, zur Aufklärung. Altgediente Gruppenleiter nutzten die Zeit vor dem Ende der Pause um sich ebenfalls zu erleichtern und anscheinend auch um sich ausführlich über meine Kunst lustig zu machen. Mir war die Erosion eines grundsätzlichen Interesses an Kultur in der Belegschaft, die sich hier in zwanglosen Gemeinheiten Bahn brach, bis dahin entgangen. Hier unbemerktes Publikum zu sein, hat meiner Motivation auch nicht gut getan. Ich habe noch keinen Weg über diese inneren Blockaden gefunden und leide unter dem nicht einmal mehr verhaltenen Interesse an den montäglichen Vorträgen. Da hilft es auch nicht, dass ich die Atmosphäre jetzt besser interpretieren kann.

Leider hat sich auch die Stimmung in der Managementetage über die Jahre gewandelt. Unser Unternehmen durchläuft seit einigen Jahren einen Ablöseprozess an der Spitze. Unser bisheriger Kapitän, der meine Vision des poesiegetragenen Unternehmens vorbehaltlos unterstützte, übergibt das Ruder sukzessive an seinen Sohn, der leider wenig vom kulturellen Verständnis seines Altvorderen geerbt zu haben scheint. Konkretes erfahre ich nicht, aber Gerüchte erreichen mich regelmäßig, sobald eine Beraterfirma das Haus verlassen hat. Wenig wohlmeinende Kollegen mit sozialer Nähe zur Leitung bedeuten mir dann, ich stünde erneut auf der Streichliste, die die Berater und Beraterinnen mit wenig Liebe aber viel Akribie erstellt haben. Umgesetzt wurde dieser Teil der Streichliste bisher nicht, wenn sie denn je in der Realität existiert hat. Ich kann das heute weniger denn je beurteilen. Mein Weg hat mich in den letzten Jahren von einer Stabsstelle bei der Unternehmensleitung über das Marketing zur Personalabteilung geführt.

Leider muss ich sagen, dass über diese nur halb freiwilligen Wechsel der Unternehmensbereiche das Verständnis für das, was ich tue, kontinuierlich gesunken ist. Die Wertschätzung für Unternehmenspoesie und wohl auch für meine Person hat damit einen vorläufigen Tiefpunkt erreicht. Während ich

mich im Stab noch vollständig auf poetische und prosaische Betreuung der geschätzten Mitarbeiter konzentrieren konnte, Texte umherschweifend entwickeln und die Atmosphäre am Band, in den Kaffeeräumen und den Büros aufnehmen, hatte man auf meiner nächsten Station schon ein vollkommen anderes Bild von den Rahmenbedingungen, die ein Firmenlyriker braucht um seiner Tätigkeit auf höchstem Niveau nachgehen zu können. Meine Berufung wurde zur Teilzeitbeschäftigung degradiert, belagert von Beiträgen zur Mitarbeiterzeitschrift, die bisher eine von einer geschätzten und dann in der Mutterschaft nicht mehr ersetzten Kollegin betreut worden war. Ich habe das Gespräch gesucht, erst in der Chefetage und dann bei meiner neuen Leitung. Man appellierte an meine Solidarität in schweren Zeiten einen Beitrag zu leisten und sich der herausfordernden Balance zwischen seriöser Lyrik und profaner Mitarbeiteransprache zu stellen. Es gelang – obwohl ich nicht mehr dieselbe Fülle und Qualität wie in früheren Jahren abrufen konnte. Es schlichen sich Fehler in der Metrik ein, die aber kaum bemerkt wurden. Ich konnte mir meines Publikums nicht mehr sicher sein und die Motivationskrise wurde zur Schaffenskrise. Es fiel mir zunehmend schwer den Veröffentlichungsrhythmus der Zeitschrift zu halten und die Wiederholung in der inhaltlichen Ausgestaltung zu ignorieren. Selbst meine Lyrik verlor ihr inneres Feuer und spontane Vorträge kamen zunehmend seltener vor.

Es ist erst ein Jahr her, dass die Betreuung der Mitarbeiterzeitschrift eine Aufgabe der Personalabteilung wurde und ich mit ihr neu zugeteilt wurde. Der Neustart geriet zur weiteren Belastung meiner Berufung. Die Zeitschrift ist mit einem Intranet zu flankieren, das über komplizierte Programme zu befüllen ist. In der Vorstellung meiner aktuellen Vorsteherin soll die erbauliche Livelyrik noch weiter dem geschriebenen oder gar dem grafisch unterstützten Wort weichen. Ich solle mich mehr dem ungemein wichtigen und auch irgendwie erbaulichen Thema der Arbeitssicherheit widmen. Das Umherschweifen auf dem Werksgelände sei einzuschränken. Spontane Vorträge vertrügen sich weder mit dem Arbeitsregime, noch der Arbeitssicherheit. Bleibt mir nun nur die Elegie neben dem schnöden Alltagstext? Oder ist es nicht gerade die Zeit der Not und die Herrschaft der verwalteten Welt, die nach dem Epos verlangt? Eine Webseite hat kein Ende hat man mir erklärt. Der Text kann also so lang sein wie er will …

Ich habe nichts falsch gemacht und nichtsdestotrotz scheint meine Zukunft ungewiss. Welchen Sinn hat eine Fabrik, wenn sie ihren Arbeitern keine Erhabenheit und Poesie mehr vermittelt?

Galerie der zweimal erfundenen Namen VI

Es ist ein alberner, aber ein Stück weit zur Gewohnheit gewordener Spleen aus meiner Spätpubertät sich vermeintlich lustige Namen für Bands auszudenken, die bisher nicht existieren. Die meisten dieser Namen kommen nicht über einen gekritzelten Eintrag in einem Notizheft hinaus. Andere hingegen erscheinen amüsant genug um wenigstens virtuell zu prüfen ob denn im Zweifelsfall Verwechslungsgefahr bestünde. Das Internet bietet hier die gleichzeitig interessante wie frustrierende Möglichkeit festzustellen, ob man denn der oder die Erste ist mit der Idee. Das ist wichtig in einer innovationsverliebten Zeit, die trotzdem auch nach Unterscheidbarkeit und Einzigartigkeit giert. Am Ende will man ja auch niemanden etwas wegnehmen. Bei den meisten meiner Kreationen stellt sich dann auch tatsächlich heraus, dass schon jemand anderes nicht nur auf die Idee gekommen ist, sondern den Namen auch mit einem konkreten Projekt verbunden hat. Das schmälert im Einzelfall den Unterhaltungswert natürlich in keiner Weise. Daher: Vorhang auf für das sechste Exponat aus der Galerie der zweimal erfundenen Namen!

Berliner Grau

Hier hätten wir einen weiteren Kandidaten aus dem Bereich Punkband mit einer starken zeitlichen und örtlichen Verankerung. Wer einen solchen Namen wählt muss sich entweder an der Atmosphäre der frühen achtziger Jahre in der Mauerstadt orientieren oder voll auf den in der frühen Postmoderne so beliebten Ironiezug aufspringen. Dann muss Berliner Grau eine Goodfeeling Soul-Funk-Band sein, die keinen entmutigenden Gedanken kennt. Eher so ‚trink dich blau bei Berliner Grau'.
Zugegeben: so richtig Breitenwirkung kann man sich von dem Wortspiel nicht erwarten, schließlich ist ‚Berliner Blau', der Referenzbegriff für das Wortspiel, eher ein Fachterminus, der deswegen auch hier eine kurze Erläuterung erfahren soll. Berliner Blau, so weiß Wikipedia, ‚ist ein lichtechtes, tiefblaues, anorganisches Pigment, das als luft- und wasserstabiler Feststoff vorliegt' und als künstlicher Stoff und Klassiker im Bereich der Farbherstellung vor über 300 Jahren in Berlin erstmals synthetisiert wurde. Quasi ein bewährter Klassiker vorindustrieller Chemieentwicklung. Gibt's aber heute noch und ist immer noch blau.

Berliner Grau (Keramikdesignklitsche)
Unter dem Namen Berliner Grau firmiert im richtigen Leben ein 2018 gegründetes ‚unabhängiges Designstudio'. Man ist jung und im Selbstverwirklichungsbusiness mit Kunsteinschlag unterwegs. Laut eigener Auskunft kommen viele traditionelle Materialien aber auch digitale Fertigungstechniken zu Einsatz. Am Ende ist das meiste, was sich im Shop finden lässt, Keramik. Man ist auch tatsächlich in Berlin beheimatet, arbeitet auch oft mal mit Grautönen, das ist aber anscheinend kein Muss bei den Designs. Braun darf es auch mal sein. Nur schreiende Farben scheinen nicht so zum ästhetischen Blick auf die Welt zu passen. Ich würd mich ja über ein paar knallorange Objekte vom Berliner Grau freuen, sie deswegen aber trotzdem nicht unbedingt kaufen (https://www.berlinergrau.de).

Doktor Murkes gesammelte Mixtapes

Die Stille von Schallplatte
Auf Cassette aufnehmen

Die Stille von CDs
Auf Cassette aufnehmen

Die Stille von MP3s
Auf Cassette aufnehmen

Die Stille von Cassetten
Auf Cassette aufnehmen

Und alles anhören
Und alles zerstören
Alles wieder überspielen
Mit neuer Stille
Thomas Glatz

Cpt. Kirk &, Teil 28

Cpt. Kirk & die Monarchie

Es ist eine nur wenig reflexive Aufklärung, die den Geist der Vereinigten Föderation der Planeten durchweht. Fortschritt wird hier noch für möglich gehalten und ist nicht nur eines der Ziele der Organisation – es ist mehr eine Grundüberzeugung, die die Beteiligten antreibt – auch wenn man sich gelegentlich durchaus den Raum gönnt zu diskutieren, was ‚Fortschritt' im Einzelfall eigentlich bedeutet. Die Grundannahme aber ist unbestritten. Das, was unter der Flagge ‚Vergangenheit' und ‚Bewährtes' segelt, kann und muss zur Disposition gestellt werden und sich regelmäßig neu beweisen. Wenn es unter diesen Voraussetzungen dann um die Frage von Macht und Herrschaft geht, ist es um mögliche monarchistische Antworten darauf natürlich schlecht bestellt. Tradition und Vererbung von Titeln, eine eigene Klasse, die den entsprechenden Prinzipien verpflichtet ist und ihren Kodex aus kriegerischen Zeiten ohne zentrale Staatsmacht bezieht, passt so gar nicht zu der Art von Fortschritt, den die Föderation nicht nur anstrebt, sondern ohnehin für die Basis der Weltentwicklung hält. Monarchistische Kriegergesellschaften, das sind die anderen, das geistige und räumliche Außen.

Zu Zeit von Kirk sind eine der prominentesten Vertreter dieses Außen die Klingonen. In der Originalserie wird diese Spezies noch recht grob gezeichnet. Gewalttätige Spitzbuben sind sie, Weltraumbanditen ähnlicher als einer Zivilisation mit einem komplexen institutionellen Gefüge. Wenn man Drehbü-

cher und Serienentwicklung ernst nimmt, dann weiß die Föderation Kirks einfach noch nicht so viel über die Männer im Brustpanzer (es sind – ganz klassisch – erst einmal vor allem Männer sichtbar). Es bleibt der Nachfolgeserie ‚Das nächste Jahrhundert' vorbehalten die institutionelle und kulturelle Struktur dieser Akteursgruppe zumindest ein Stück weit herauszuarbeiten. Obwohl in dem Zeitrahmen, in dem die dortige Handlung angesiedelt ist, ein Friedensschluss mit den Klingonen gelungen ist, bleiben sie ein Gegenentwurf zur Föderation mit einer monarchistisch anmutenden Herrschaftsorganisation. Bei ihnen ist die Herkunft alles. Es dreht sich viel um ein dem europäischen mittelalterlichen Adel ähnliches Vererbungsprinzip, bei dem die Linie, das ‚Haus' immer wieder durch ehrenvolle und vorzugsweise kriegerische Handlungen neu gesellschaftlich bestätigt werden muss. Die Häuser (oder auf menschlich die Geschlechter des Hochadels) tauchen als politische Akteure unterhalb des Kanzlers oder Kaisers immer wieder in verschiedenen Star Trek-Produktionen auf. Auch die aus der nichtfiktionalen menschlichen europäischen Geschichte bekannten Konflikte zwischen Adel und Monarchie werden in der ein- oder anderen Form durchgespielt und gefährden dabei jeweils die Stabilität des klingonischen Reiches.[5]

Die kulturellen und institutionellen Elemente einer Monarchie wie sie aus der menschlichen Geschichte bekannt sind, sind jedenfalls über die meisten Entwicklungsphasen des Reiches vorhanden: Mit den Häusern existiert ein Adel (=Kriegerkaste), soziales Kapital wird vor allem über den Begriff der Ehre erworben und gesellschaftliche Positionierung unterliegt (vor allem an der männlichen Blutlinie orientierten) Herkunftsprinzipien, die allerdings in jeder Generation durch Heldentum und ehrenvolles Verhalten erneut bestätigt werden müssen.

Diese Struktur bringt den Sicherheitsoffizier klingonischer Herkunft Worf, der auf der neuen Enterprise in der Serie ‚Das nächste Jahrhundert' dient, das ein- oder andere Mal in Bedrängnis. Rund um seine Konflikte als ‚Mann zwischen zwei Welten' werden denn auch immer wieder ethische Problemstellungen und vor allem die Frage verhandelt, aus welchen Quellen sich ethisches Verhalten speist. Die eher statische Kriegerethik von Worfs Ursprungskultur tut sich in den meisten moralisch eher ambivalent skizzierten Situationen vordergründig leicht. Eine im Wesentlichen an den Ehrbegriff gekoppelte und stark kodifizierte Ethik kennt die klare Antwort – allerdings um den Preis von gelegentlichen Dissonanzen bei der Anwendung in der konkreten Situation. Es fehlt der klingonischen Moral oftmals die Kontextsensitivität, die in einigen Situationen, die die Serie aufbaut, notwendig wäre um moralische Dilemmata einigermaßen zufriedenstellend bearbeiten zu können. Das liberale Herumeiern der Sternenflotte in diesen Fällen geht Worf und anderen Klingonen immer mal wieder auf die Nerven und lässt die Organisation, die in Star Trek zu dieser Zeit noch das Maß aller Dinge ist, gelegentlich für

[5] Man könnte sagen, dass die von Tradition und Herkunft besessenen Klingonen versäumt haben eine ordentliche Souveränitätslehre zu entwickeln um ihre monarchische Herrschaftsform abzusichern. Um dem ständig schwelenden Konflikt um die Macht zwischen Hochadel und Monarchie eindeutig zugunsten des Königtums zu entscheiden entwickelte der Franzose Jean Bodin 1576 in seinen Sechs Büchern über den Staat eine Souveränitätslehre, die die letztinstanzliche Macht dem König zuspricht. Um das Ganze wasserdicht zu legitimieren ist die Quelle dieser Macht Gott. Die Klingonen verfügen prinzipiell ebenfalls über einen in dieser Hinsicht anschlussfähigen religionsähnlichen Gründungsmythos in dem der Kriegerheld Kahless eine zentrale Rolle spielt. Es gibt aber im Reich keine in der Serie dargelegte Theorie oder Erzählung, die dessen gemeinschaftsstiftenden Akt mit der Macht des jeweiligen Regenten verbindet. Diese Legitimationsschwäche führt direkt in eine veritable Regierungskrise als im Rahmen der Serie ‚Das nächste Jahrhundert' ein Klon von Kahless auf der Bildfläche auftaucht und eine Rolle für diese Figur im klingonischen Regierungssystem gefunden werden muss (Staffel 6, Folge 23, ‚Der rechtmäßige Erbe').

schlichtere Gemüter ehr-, führungs- und prinzipienlos erscheinen (für alle anderen bleiben Überheblichkeit und Fortschrittsverliebtheit als dankbare Kritikfelder).

Diese ‚Kulturalisierung' in der Darstellung der Klingonen zeigt auch, dass sich die Welt in den zwanzig Jahren, die zwischen der Produktionszeit der Originalserie und dem nächsten Jahrhundert liegt, durchaus weiterentwickelt hat – sogar in Hollywood. Kirks Welt wurde noch von Drehbuchschreibern gestaltet, die in einer Welt lebten, in der das Bild von Geschichte und Fortschritt von den sogenannten Modernisierungstheorien geprägt waren – eine im Kern eurozentristische Theoriefamilie, die den westlichen Weg durch die Moderne in mehr oder minder ausgeprägter Form als Blueprint für gesellschaftliche Entwicklung schlechthin gesetzt hatte. Traditionale Elemente sind hier Modernisierungshindernis und die Klingonen zur Zeit Kirks werden entsprechend als Barbaren skizziert, die aus unerklärlichen Gründen trotzdem die Raumfahrt und die Rüstungsindustrie in den Griff bekommen haben.[6]

Picard und seine Crew werden bereits vor einem zeitlichen Hintergrund erdacht, in dem die Verantwortlichen theoretisch schon von so etwas wie postcolonial Studies gehört haben könnten. Es ist ein Angriff auf das Bild einer rein in ihrer europäischen Ausprägung denkbaren Moderne und der wird vor allem über den Begriff der ‚Kultur' geführt. Sie wird in diesme Theorierahmen erst einmal als grundsätzlich schützens- und respektierenswert gesetzt. Das geschieht vor allem als Gegenkonzept zur Geschichte von umfangreichen (post-)kolonialen Herabwürdigungen, gelingt aber insbesondere in seiner radikalen Form nicht ohne gewisse Aporien. Wenn kulturelle Eigenheiten per se gut sind, ist ein gewisser ethischer Relativismus nicht zu vermeiden. ‚Ich find alles gut', um hier Superpunk[7] zu zitieren, lässt den eigenen Standpunkt verblassen.[8] Vor solch einer Überdehnung des postkolonialen Blicks ist Star Trek zur Zeit des nächsten Jahrhunderts noch in jeder Weise gefeit. Der Kern westlicher Fortschrittsliberalität mit einem unübersehbaren Schuss Humanismus in einer interplanetaren Föderation wird von einem halbtransparenten Mantel von Toleranz und ethnologischem Interesse umhüllt. Der plotseitige Blick als ‚anders aber nicht durchgehend gefährlich' wird durch den Friedensschluss von Khitomer aus dem Jahr 2293 abgesichert. Picard uns seine Crew können sich also anderen Bedrohungen widmen und einen Klingonen in ihrer Mitte dulden.

Überhaupt der Umgang mit ‚den Anderen': Die Enterprises von Kirk und Picard sind nach eigener Aussage vor allem Forscher, die den Weltraum und alle, die darin leben, kennenlernen wollen. Sie sind damit aber auch ein Stück weit Funktionseinheit der Auslandsabwehr der Föderation. Jede Begegnung gerät auch zur Gefahrenanalyse und da sind monarchische Systeme mit einem stabilen Institutionengefüge nicht unbedingt unwillkommen. Sie versprechen Transparenz und eine Single Point of Contact. Die Verkürzung einer ganzen gesellschaftlichen Formation auf den Einen[9] ist angenehm komplexitäts-

---

[6] Das hätte aus modernisierungstheoretischer Sicht eigentlich gar nicht passieren dürfen. Entwicklung ist demgemäß ab einem gewissen Maß von Arbeitsteilung und Kooperationsnotwendigkeit nicht ohne gesellschaftliche Liberalisierung zu bekommen. Dass es hier auch einen chinesischen Weg gibt, der diese Koppelung nicht vorsieht, wird erst jetzt langsam sichtbar.

[7] Album ‚Why Not' (2008), Track 1.

[8] Die Dynamik einer Kulturentwicklung ist hier noch gar nicht im Blick, siehe auch Friktionen 13/2010, ‚Der Minderheitenpark, S. 3-8.

[9] Meistens sind es ja Wesen, die geschlechtlich als männlich konnotiert werden, vor allem bei den Spezies, die Kirk so kennenlernt. Finden sich ausnahmsweise einmal vorzugsweise Frauen an der Spitze, wird das als spezieller Exotismus herausgestellt. Die sind halt noch mal ganz anders drauf bzw. haben mit ihren matriarchalen Strukturen auf globale Krise in der Vergangenheit reagiert.

reduzierend und mit kulturalistische Toleranz kann man das dann auch so stehen lassen, zumindest bis sich Herrscher und Volk gegen die Föderation stellen. Dann muss man schon einmal über Demokratiedefizite reden, vielleicht sogar am Ende über Frauenrechte.

Umgedrehte Readymades XV

Beiträge zur Verwässerung des Kunstbegriffs

Der Künstler Marcel Duchamp hat vor über hundert Jahren einen Flaschentrockner in einem Warenhaus gekauft und ihn zur Kunst erklärt. Dieses erste ‚Readymade' war folgenreich für Kunstbetrieb und Kunstbegriff. Duchamp hat damit den Dingen bzw. den Waren ihre Unschuld geraubt.

Doch die Warenwelt schlägt zurück! Zahlreiche Warenhäuser und Dienstleister haben mittlerweile die Begriffe ‚Art', ‚Kunst' oder ‚Galerie' in ihre Geschäftsschilder integriert. Ein Käsegeschäft nennt sich plötzlich ‚Käse-Art', ‚Käse-Kunst' oder ‚Käse-Galerie', obwohl es dort Kunst weder zu sehen noch zu kaufen gibt sondern Käse.

Thomas Glatz ist dem Phänomen der *umgedrehten Readymades* mit der Fotokamera nachgegangen.

GALERIAS MADRID
Tejidos, Cortinas, Flamenca, Hogar, Disfraces

BLUMEN/ART

AutomART
ADIEU TRISTESSE
die Stadt. Alle
.pdlc.de/automart

Art &
Vin

Thomas Glatz

Aus dem Plattenarchiv

Novotny TV – Tod, Pest, Verwesung (1996)

Vor 2019 hätte man ‚Tod, Pest, Verwesung' wahrscheinlich für eine nahezu archetypische Wahl für eine Rubrik halten können, die von sich behauptet, Veröffentlichungen aus dem Archiv zu rezensieren. Das von Novotny TV 1996 nur im CD-Format veröffentlichte Album ist wahrscheinlich nur deswegen keine Rarität, weil dem geringen Angebot an Tonträgern auf dem Gebrauchtmarkt von je her auch eine geringe Nachfrage gegenüber stand. Wir betrachten hier also ein klassisches Nischenprodukt, selbst innerhalb des Genres, mit dem die Band in ihrer kurzen Lebensspanne vor allem in Verbindung gebracht wurde – Deutschpunk mit einem Hang zum Humorigen. Das riecht aufs erste Lesen ein bisschen nach Funpunk – eine unselige Bezeichnung für eine unselige Musikrichtung, die in der zweiten Hälfte der 80er-Jahre ihr Publikum hatte. Novotny TV segeln auf einer anderen Soziologie. Wenn man ein Genre zur Einordnung braucht, könnte man vielleicht von Punk-Kabarett sprechen. Wobei die aus dem Münsterland stammende Truppe eher als studentische Posthippies identifiziert werden können, die zwar recht garagig auf ihre Instrumente eindreschen, dabei aber den Verzerrer bei den Gitarren eher zugedreht lassen und sich auch nicht scheuen immer wieder die Orgel in den Mittelpunkt der Instrumentierung zu stellen. ‚Tod, Pest, Verwesung', das Debüt der Truppe, wirkt trotzdem über weite Strecken vollkommen hysterisch und das ist vor allem der immer wieder im Kreischbereich angesiedelten Stimmlage des Sängers zu verdanken.

Inhaltlich arbeitet man sich an den Verhältnissen der Entstehungszeit des Albums ab, weniger durch explizite Polit- oder Betroffenheitssongs, sondern eher durch Situationsskizzen, die passend zur Stimmlage des Sängers vollkommen drüber sind. Entweder konkret (Kitzbühel, Butterfahrt im Gaza-Streifen, Kaputtsaniert) und dann gerne mit Kreischestimme oder durch Überkitsch (Spazieren in der Nacht, Immer wenn die Sonne scheint), dann passend mit ‚normaler' Stimmlage.

Es ist eine Dezentrierung in zwei Richtungen der Achse in einer Zeit, in der man kurz nach dem Zusammenbruch der Staatssozialismus in Osteuropa und Russland eine weitreichende Selbstzufriedenheit in Westeuropa ausmachen konnte. In der Provinz des Münsterlands konnte man das nicht teilen und man nahm sich Zeit und Geld um ein wenig dagegen anzustänkern. Das gelingt über weite Strecken durchaus. Die Balance zwischen Klamauk und Entfremdung funktioniert meistens und die naturgemäß limitierten Produktionsressourcen sind gut genug eingesetzt um den Soundkorpus der Band zu stützen.

2019 gab es noch eine Aufarbeitung von ‚Tod, Pest, Verwesung' für einen zeitgemäßen Re-Release. Veröffentlicht wurde auf Vinyl und Digital und das Originalcover mit entrückt ballspielenden barbusigen Hawaii-Baströckchen-Frauen wurde ganz im Geiste des Albumtitels in eine grafische Aufbereitung alternder Männer mit faltigen Gesichtern übersetzt, deren Brüste nun ein wenig tiefer hängen.

Im angeblich postpandemischen Konzertjahr 2022 sind Novotny TV dann wieder aufgetaucht. Als sichtlich gealterte Männer haben sie an zwei Festivals im klassischen Punkkontext teilgenommen. Warum überhaupt und warum jetzt wird dabei nicht so ganz klar. Sie scheinen aber eine Art von Uncomfortness zu verbreiten, für deren Konsum sich auch heute noch eine kleine Minderheit findet. Es ist aber durchaus wahrscheinlich, dass es dieselben Personen sind wie vor 25 Jahren.

Alice in Videoland – Outrageous! (2005)

Es blubbert und trötet, dass es eine wahre Freude ist – zumindest für die Generation, die Videospielhallen und den Atari ST oder Amiga 500 noch aus eigener Anschauung kennen. Alice in Videoland greifen auf ‚Outrageous!' tief in den Bereich der Samplekiste, in der die unvollkommenen Gehversuche der ersten Generation computergetriebener Sounderzeugung für die Popkultur gelagert ist. Die Band kleidet fast jeden ihrer Songs auf ihrem zweiten Album in Klanggewänder, die aus Spielhallen und heimcomputerbestückten Wohnzimmern in den 1980er und 1990er-Jahren zu hören waren. Das funktioniert immer dann besonders gut, wenn diese Sounds von der eher frech-quäkigen Attitüde von Sängerin Toril Lindqvist begleitet wird und das Songmaterial gleichzeitig ein Mindestmaß an postpunkiger Unruhe ausstrahlt. Die Single ‚Radio Song' stellt dieses Prinzip am besten dar, ist ein unterhaltsames Versprechen, das dann leider auf Albumlänge nicht immer eingelöst werden kann. Zu oft kippt die Truppe in eher belanglos anmutenden Elektropop ab.

Die 2019 aufgelösten Alice in Videoland waren eine Randerscheinung bei etwas, das in der Musikpresse und dem in München ansässigen Label International Deejay Gigolos mit dem Begriff Electroclash belegt wurde. Unter dem weit gefächerten und längst in der Versenkung der Popgeschichte verschwundenen Begriff hatten sich Projekte und Sounds versammelt, die ‚irgendwie' elektronisierter New Wave oder punkiger Elektro waren. Einen gemeinsamen Zusammenhang jenseits eines Schlagworts gab es bei den über die Welt verstreuten Projekten ohnehin nicht. Das Alleinstellungsmerkmal der Schwed*innen von Alice in Videoland war dabei vor allem jenes Eintauchen in die Soundwelten der Videospielhallen und Heimcomputer der 80er-Jahre – eine augenzwinkernde Aufwertung all jener Sounds, die bereits zehn Jahre nach ihrer exzessiven Nutzung als hoffnungslos alt galten, verwiesen sie doch gnadenlos auf die Limitierungen der Hardware der damaligen Zeit. ‚Outrageous!' vereint in seinen besten Momenten die rohe Trashigkeit einer Independent-Sozialisation mit dem produktionstechnischen Wumms, den die technischen Möglichkeiten der Nuller Jahre auch dem schmaleren Produktionsbudget zur Verfügung stellen.

Als Einzelereignis macht das auch heute noch Spaß und ist durchaus erfrischend, vor allem weil hier der Sinn für und der Spaß am Trash im Pop nicht verloren gegangen ist. Auf Albumlänge verlässt sich Outrageous! leider auf der einen Seite zu sehr auf die Bastelsoundwelten aus der Spielhalle und versackt andererseits in wenig aussagekräftigen 80er-Jahre Popkitsch. So verpasst die Band es leider ein auch mittelfristig tragfähiges Popalbum zu liefen. Schade, aber toll! Einmal durchhören und dann im eigenen postmodernen Kuriositätenkabinett abspeichern.